

## Kritik der imposanten Metapher

»Sokal et Bricmont ne sont pas sérieux«,<sup>1</sup> so lautete das bündige Urteil Jacques Derridas über das hier zu besprechende Buch,<sup>2</sup> als die französische Originalausgabe erschienen war. Der Name des »pauvre Sokal« werde mit einem Jux (»Sokal Hoax«) verbunden bleiben, nicht mit wissenschaftlicher Arbeit. Die Autoren hätten keine Ahnung von dem wissenschaftlichen Feld, auf das sie sich begeben haben: »Ces débats ont une histoire complexe: des bibliothèques des travaux épistémologiques!« Kein Wunder angesichts solcher Komplexität, daß Derrida selbst nicht die Spur eines Sacharguments erkennen läßt. Solche Gegner sind nicht satisfaktionsfähig, es genügt, ihnen die Ehre abzusprechen. Derrida bleibt in seiner Festung verschanzt, und die Kritiker werden zu Fälschern, Intriganten und Dummköpfen erklärt. Manche freilich müssen drunten sterben, in den Sümpfen vor den Toren; man selbst lebt »à la hauteur des enjeux.« Da ist es denn glatte Heuchelei, wenn Derrida darüber lamentiert, daß Sokal eine Reflexionschance zerstört hätte. – Dabei ist in dem Buch überhaupt nur nebenbei von Derrida die Rede (hat ihn das so sehr verstimmt?); er ist überhaupt nicht einschlägig, denn gerade ihm können auch die Verfasser nicht den Vorwurf des Mißbrauchs naturwissenschaftlicher Theorie machen. Doch wenn die Speere nicht tödlich sind, lohnt es immer, den Winkelried zu spielen.

### I.

Zurück zu den Anfängen: Die amerikanische, den »Cultural Studies« gewidmete Zeitschrift *Social Text* (der Name deutet die Tendenz an: Alles ist sozial, alles ist Text) hatte im Winter 1996/97 einen Aufsatz des New

<sup>1</sup> In der Stellungnahme in *Le Monde*, 20. 01. 1997, S. 17; <http://peccatte.karefil.com/SBPresse/LeMonde201197Derrida.html>. Weitere Hinweise und Links zur französischen Diskussion: <http://peccatte.karefil.com/SBPresse/SokalBricmontPresse.html>, u. a. zu einer Erwiderung von Sokal und Bricmont auf Derridas einzigen »sachlichen« Vorwurf, sie hätten seinen Namen auf ganz infame Weise einmal genannt und einmal nicht genannt. Im *Nouvel Observateur*, 25. 09.–01. 10. 1997.

<sup>2</sup> Alan Sokal und Jean Bricmont: *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen*. Ins Deutsche übertragen von Johannes Schwab und Dietmar Zimmer. München 1999.

Yorker Physikers Alan Sokal mit dem Titel: »Transgressing the Boundaries: Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity« veröffentlicht (wieder abgedruckt im Dokumentationsteil des vorliegenden Buches). In diesem Aufsatz wurden alle namhaften »Postmodernen« ausführlich zitiert und eine vage politische und geistige Befreiung auf der Basis von allerlei naturwissenschaftlichem und mathematischem Halbsinn und Unsinn proklamiert. So sollen z. B. die Zahl  $\pi$  und die Erdanziehung  $G$  historische Variablen sein. Als Probe mag die folgende Kostbarkeit dienen:

Genau wie sich liberale Feministinnen im Hinblick auf die rechtliche und soziale Gleichstellung sowie das Recht auf Selbstbestimmung oft mit Mindestzielen zufrieden geben, sind liberale (und selbst einige sozialistische) Mathematiker oft damit zufrieden, innerhalb des von Zermelo und Fraenkel vorgegebenen und heute vorherrschenden Systems (das, als Spiegel seiner liberalen Ursprünge im 19. Jahrhundert, bereits das Axiom der Gleichheit enthält) zu arbeiten, wobei lediglich das Auswahlaxiom neu hinzugekommen ist. Dieses System ist für eine emanzipatorische Mathematik jedoch absolut ungenügend, wie Cohen schon vor langem nachgewiesen hat (1966). (S. 289)

Das mag genügen. (Im Aufsatz steckt übrigens beträchtlich mehr Humor als im Buch.) Sokal hat sodann in der Zeitschrift *Lingua Franca* über die Täuschung aufgeklärt: darüber, daß sein Beitrag eine Parodie war, und darüber, welchen mathematisch-naturwissenschaftlichen Unsinn die Herausgeber von *Social Text* unbeanstandet hatten durchgehen lassen.

Die Herausgeber von *Social Text* haben ihrerseits Stellung bezogen und in allerlei Windungen ihre Präferenzen dargetan: »In other words, we read it more as an act of good faith of the sort that might be worth encouraging than as a set of arguments with which we agreed.«<sup>3</sup> Das heißt im Klartext: Gesinnung geht vor sachlicher Richtigkeit – genau das hatte Sokal ihnen vorgeworfen. Deutlich wird aus ihrer Erklärung auch, daß sie den Vorgang in erster Linie unter dem Aspekt der »Science Wars«, eines Wissenschaftskrieges zwischen »scientists« und »humanists/social scientists«, sehen: Sokals Kritik am argumentativen Mißbrauch naturwissenschaftlicher Vokabeln wird offenbar als ein Redeverbot zurechtgedeutet, gegen das der aufrechte »humanist« nun nach Jahrzehnten der Knechtung sein Haupt heben muß.

All hell breaks lose, however, when the following question is asked: Should non-experts have anything to say about scientific methodology and epistemology? Af-

<sup>3</sup> Auch dies im Netz: <http://www.nyu.edu/pubs/scialtext/sokal.htm>.

ter centuries of scientific racism, scientific sexism, an scientific domination of nature one might have thought this was a pertinent question to ask.

Einmal abgesehen davon, daß wir nun genau die umgekehrte Argumentation haben wie bei Derrida, der die Gegner mit dem Hinweis auf ihre philosophische Inkompetenz disqualifizieren will: Wenn die Naturwissenschaften derart pauschal verteufelt werden, dann ist wohl auch die vorangegangene Rede von der ›Hölle‹ nicht nur redensartlich zu verstehen. Die zu vermutenden Kämpfe um finanzielle Mittel verquicken sich so gründlich mit moralisch-religiösen Motiven, daß an rationales Argumentieren nicht mehr zu denken ist. Denn die Kontrahenten legen durchweg größten Wert darauf, ›left‹ zu sein. Ich sage nicht ›links‹, denn es ist momentan (mit einer kleinen Zeitverschiebung gegenüber den französischen und deutschen Verhältnissen) wohl ein eher amerikanisches Phänomen, daß der moralisch verantwortliche Intellektuelle grundsätzlich ›left‹ ist. Da wird der Platz dann manchmal etwas eng, das Gedrängel guter Menschen führt zu Aggressionen. Jedenfalls ist auch Sokal ›left‹, legt Wert darauf, daß er einige Zeit seines Lebens beim Ausbau des sandinistischen Bildungswesens in Nicaragua verbracht hat, und sieht sein Unternehmen unter anderem als Dienst für »die Werte und die Zukunft der Linken« (S. 321).

Ich will den Hinweis nicht versäumen, daß auch ich in diesem Sinne ›left‹, d. h. ein guter Mensch bin (oder zumindest die entsprechende Prä-tention habe), und das noch um ein ernster zu nehmendes Bekenntnis ergänzen: Auch ich bin der Auffassung, daß man die Naturwissenschaften und ihre Anwendung nicht den Naturwissenschaftlern überlassen darf, einfach weil diese keine Sonderkompetenz für die Folgen solcher Anwendungen besitzen. Die muntere Naivität, mit der immer wieder mal Nobelpreisträger dem Drängen von Verlagslektoren und ihrer eigenen Eitelkeit nachgeben und ein Buch über ihr ›Weltbild‹ schreiben oder mit der zur Zeit einige erfolgreiche Biologen, ungeachtet ihrer sonstigen Verdienste, immer mal wieder ihre Stammtischeinfälle zu Dingen äußern, von denen sie nichts verstehen, belegt, daß Kompetenz auf einem Fachgebiet noch nicht einmal immer ausreicht, die eigene Inkompetenz auf anderen Gebieten zu begreifen. Insofern die Sozial/Geistes/Kulturwissenschaftler (wobei ich im weiteren die letzte Formulierung wähle) als Wortführer in jenen Diskursen fungieren, in denen sich politische und gesellschaftliche Wertungs- und Meinungsbildung vollzieht, besitzen sie tatsächlich Superiorität gegenüber den Naturwissenschaften. Die Frage ist allerdings, ob sie ihrer Aufgabe gerecht werden, und das wiederum unterliegt der Kritik

auch und gerade der Naturwissenschaftler. Und schon hier sei hinzugefügt: Vernebelungsstrategien sind eher geeignet, vor Kritik zu immunisieren, und sollten deshalb ein Disqualifikationsgrund sein.

## II.

Folgen wir der Darstellung des Buches. In der Einführung sehen die Verfasser ihre Rolle als die der Warner und Reiniger. Es geht ihnen nicht um Diskreditierung der Kulturwissenschaften, sondern um unseriöse Machenschaften, die sie, beides Physiker, auf dem ihnen vertrauten Gebiet zum Wohle der Kulturwissenschaften aufdecken wollen. Ich verzichte auf die Mitteilung der weiteren präventiv-defensiven Vorbemerkungen: Wer den Autoren finstere Machenschaften unterstellt, wird sie eh nicht zur Kenntnis nehmen, und wer der Argumentation guten Willens folgt, wird sie für Selbstverständlichkeiten halten.

Das erste, ausführlichste Kapitel zu einer bestimmten Person gilt Jacques Lacan. Ich muß gestehen, daß es mich sogleich eingenommen hat, weil es mir trotz mehrfacher Anläufe nie gelungen ist, einen gedanklichen Zugang zu diesem Autor zu gewinnen: Es waren immer nur Worte, die man vielleicht singen kann, als eine Art Sprechgesang, denen aber kein konsistenter Sinn abzugewinnen war. In der Darstellung von Sokal und Bricmont wird deutlich, daß das an der Lacanschen Wortzauberei liegt. Die Inschriften eine Möbius-Bandes, so meint Lacan, können nicht von einer Kugel aufgenommen werden. Er fährt fort:

Ein Torus, eine Kleinsche Flasche, die Oberfläche einer Kreuzhaube sind zu einem derartigen Schnitt in der Lage. Und diese Verschiedenartigkeit ist sehr wichtig, da sie vieles hinsichtlich der Struktur der Geisteskrankheit erklärt. [S. 37, es lohnt, weiterzulesen, laut, Sprechgesang!]

In der Tat, es ist damit ›erklärt‹, daß Geisteskranke anders denken als wir, aber was sonst? Dazu kommt aber ein ästhetischer Überschuß: Die topologischen Fachbegriffe sind aus ihrem systematischen Zusammenhang gelöst, sind zu musikalischen Klang-Körpern geworden, der Klangleib der Naturwissenschaften wird zum Singen gebracht, Signaturen des Ganzen werden – – – es ist eine Sprachwelt, die auf jeden einigermaßen sprachverliebten Menschen einen starken Sog auszuüben vermag und ihn hinüberführt (›transgrediert‹, ›transformiert‹) ins bedeutend Sinnlose, seis auch nur im parodistischen Scherz. Daß Lacan imaginäre Zahlen mit irrationalen Zahlen verwechselt, hat immerhin zur Folge, daß ihm die Quadratwurzel aus -1 das erektionsfähige Organ symbolisiert. (In Musils *Tör-*

leß liebe ich mir das gefallen.) Sokal und Bricmont führen noch eine Reihe weiterer Beispiele an, wie Lacan mit der Mathematik umgeht. Seine Mathematik sei »so bizarr, daß sie für eine seriöse Psychoanalyse nicht von Nutzen sein kann« (S. 54). Sie vermuten eher, daß Lacans Texten im Lauf der Zeit gerade wegen ihrer Unverständlichkeit Qualitäten »heiliger« Texte zugewachsen seien, die als »Grundlage ehrfurchtsvoller Exegese« dienen (ebd.). Das dürfte auch für viele andere unverständliche Texte von Meisterdenkern gelten: Jeder kann dort seine eigenen Schwingungen pflegen und hat doch die Illusion, sich in einem kommunikativen Prozeß zu befinden. – Julia Kristeva ist die zweite Kandidatin. Die Verfasser betonen, daß Kristeva den Mißbrauch der Mathematik schon lange aufgegeben hat, daß also die Kritik sich vornehmlich auf frühe Texte stützt.<sup>4</sup> Es geht um ihren Versuch, poetische Sprache in einen Bezug zur Mengenlehre zu setzen. Auch hier wird eine Reihe von Fehlern nachgewiesen. Darüber wird dann die Hauptfrage irrelevant, wie die vagen Analogien von poetischer Sprache und Mathematik denn überhaupt begründet seien, denn schon die Analogien selbst taugen nichts. Ein besonders hübsches Beispiel von Imagearbeit einer Nachwuchswissenschaftlerin ist die Fußnote: »Zu diesem Thema vgl. Bourbaki«; Bourbaki war das Pseudonym einer Gruppe französischer Mathematiker, die seit 1939 etwa 30 Bände ihrer Reihe *Éléments de mathématiques*, eines Aufrisses der gesamten Mathematik, veröffentlicht hatten. Ja, vergleiche!

Daß Luce Irigaray einigen Quatsch geschrieben hat, ist mittlerweile auch in der feministischen Szene bekannt, und daß darunter auch und gerade naturwissenschaftlicher Quatsch war, ist nicht mehr überraschend. Wir sind jetzt in einem Qualitätsbereich, in dem die Sokal/Bricmontschen Nachweise des Mißbrauchs naturwissenschaftlicher Begriffe keinen Sensationswert mehr haben können, gleichwohl im Sinne einer Fallsammlung natürlich sinnvoll bleiben. Das gilt etwa auch für Jean Baudrillard, den kaum noch jemand ernst nimmt, in geringerem Maße für Deleuze und Guattari und Paul Virilio. –

Neben Personenkapitel treten Sachkapitel. Eines ist überschrieben »Chaostheorie und ›postmoderne Wissenschaft««. Die Gegenstandswahl hat exemplarischen Charakter. Denn immer wieder tauchen unter den

<sup>4</sup> Darüber beschwert sich Kristeva im *Nouvel Observateur*, 25. 09.–01. 10. 1997, vgl. <http://peccatte.karefil.com/SBPresse/LeNouvelObs2509JK.html>. Diese Schriften mögen nicht mehr aktuell sein, aber sie haben immerhin ihre Karriere begründet! Kristevas Beitrag ist hinsichtlich der Argumentationstypik auch darin bezeichnend, daß sie die Autoren und überhaupt die Amerikaner der Frankophobie zeilt.

Kulturwissenschaftlern Thesen auf, daß irgendeine naturwissenschaftliche Entdeckung unser Weltbild soeben derart radikal verändert habe, daß alle alten Vorstellungen erledigt und nur noch die neue, in der Regel die Mystik des jeweiligen Autors, Bestand haben könne. Das gilt für die Relativitätstheorie, das gilt für die Quantenmechanik und die Heisenbergsche Unschärferelation, die schon länger für allerlei interpretatorische Schlamperie herhalten müssen, und in den letzten Jahren waren es die Selbstorganisation, die Fraktalgeometrie, der Gödelsche Satz, die Katastrophentheorie, die Chaostheorie ...

Sokal und Bricmont konzentrieren sich auf die letzte als exemplarischen Fall. Hier ist es vor allem Lyotard und sein Versuch, den Begriff der ›Postmoderne‹ zu füllen, dem begrifflicher Firlefanz nachgewiesen wird. Lyotards Gegenwartsbefund mit Hilfe der Wissenschaft, die mit dem »Interesse für die Unentscheidbaren, für die Grenzen der Präzision der Kontrolle, die Quanten, die Konflikte unvollständiger Information, die ›Frakta«, die Katastrophen und pragmatischen Paradoxa« sich selbst beschreibe, wirble »mindestens sechs verschiedene Zweige der Mathematik und der Physik durcheinander, die konzeptionell weit voneinander entfernt sind« (S. 158) Die neuen Theorien, zu denen diese Begriffe gehören, bringen neues Wissen hervor, aber sie verändern nicht die Bedeutung des Wortes Wissen, wie Lyotard behauptet. Und daß diese ›neue‹, von Lyotard ›postmodern‹ genannte Wissenschaft »nichts Bekanntes, sondern Unbekanntes hervorbringt«, sei nur in dem trivialen Sinne richtig, »daß neue Entdeckungen neue Probleme aufwerfen« (S. 159) Sokal und Bricmont umschreiben die mathematische Chaostheorie in dem Sinne, daß Systeme dann als ›chaotisch‹ bezeichnet werden, wenn sie besonders empfindlich gegenüber den Anfangsbedingungen sind, so daß Vorhersagen besonders riskant sind. Daraus eine revolutionäre Veränderung unseres Wissenschaftsbegriffs abzuleiten, wäre in der Tat ein Unsinn, der dem Wunschdenken von Chaoten entspringen mag. Aber geht es darum eigentlich? Wird hier überhaupt etwas abgeleitet? Haben wir bei der Lektüre von Lyotard überhaupt die Erwartung, daß uns schlüssige Argumentationen begegnen? Haben wir nicht bei bestimmten Adressen längst aufgegeben, rationale Gedankenführungen und präzise Begriffe zu finden? Eher ein Fluten von Assoziationen, an möglichst kostbare Wörter geknüpft? Und was besagt das für diese Adressen?

Ein weiteres Fallbeispiel von Sokal und Bricmont ist überschrieben: »Der Gödelsche Satz und die Mengenlehre: Einige Beispiele für ihren Mißbrauch.« Der Gödelsche Satz besagt für bestimmte formale Systeme in der mathematischen Logik: Es kann kein organisiertes System ohne

Abgeschlossenheit geben, und kein System läßt sich durch Elemente abschließen, die nur diesem System angehören. Sokal und Bricmont zeigen, wie die Übernahme eines solchen Satzes in gesellschaftliche Bereiche wirkt. Régis Debray hatte ihn »erweitert« und dekretiert, daß »die Herrschaft eines Kollektivs – verbi gratia »die Herrschaft über das Volk durch das Volk« – eine logisch widersprüchliche Operation« sei: »[Eine Menge] bedarf einer Ursache (um sie hervorzubringen), und sie ist nicht ihre eigene Ursache.« (S. 201) Zumindest der zweite Satz ist höchst trivial, aber gewinnt durch die Kombination mit dem Gödelschen Satz so viel an Weite, daß schließlich Michel Serres vom »Gödel-Debrayschen Prinzip« spricht:

Danach organisieren sich Gesellschaften nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auf etwas gründen, das von ihnen verschieden ist [...]. Er [Debray] bezeichnet diese Grundlegung als religiös.

Also die *logische* Notwendigkeit von Staatsreligionen? Serres fährt hymnisch fort: »Mit Gödel vollendet er Bergson, dessen Werk [...]«. Diese Verknüpfung mag uns Anlaß für den Schlußhinweis sein, daß Sokal und Bricmont ans Ende ihrer Personenreihe ein historisches Kapitel stellen: »Bergson und seine Nachfolger«, in dem sie insbesondere Bergsons »Widerlegung« von Einsteins Relativitätstheorie behandeln. Das ist aber ein Sprung in ein anderes Gebiet. Es ging ja bisher um den Mißbrauch naturwissenschaftlicher Termini durch Kulturwissenschaftler, die auf diese Weise vom Nimbus der Naturwissenschaften profitieren wollen; hier nun geht es um den Versuch, mit untauglichen Mitteln eine naturwissenschaftliche Erkenntnis zu widerlegen, und das ist, trotz gelegentlicher Überkreuzungen, ein anderer Traditionsstrang, den wir bis zu den »Widerlegungen« Galileis zurückverfolgen können.

Was ist nun eigentlich gewonnen? Sokals Jux hatte bewiesen, daß die Herausgeber einer kulturwissenschaftlichen Zeitschrift schlecht in Physik sind (und vielleicht zu vertrauensselig gegenüber einem, der sich als »left« annonciert hat). Das Buch von Sokal und Bricmont hat mit vielen Beispielen gezeigt, wie einige Meisterdenker begrifflich Schindluder treiben. Das wäre noch zu erweitern. Denn Prunkwörter, Angeberwörter, Ankunftsörter kommen ja nicht nur aus den Naturwissenschaften. Wie leuchteten einst die Äuglein beim Wort »Geworfenheit«, dann bei »Emanzipation«, später bei »Grenzüberschreitung« (oder, Sokal hat das ja auch in den Titel gesetzt: »Transgression«), und wie freuen wir uns nicht jedesmal über das »Fremde«, das »Imaginäre«, über allerlei »Subversionen«. Jeder dieser Begriffe hatte ursprünglich einmal eine recht genaue Bedeutung,

mit der man Sachverhalte erhellen konnte. Nicht nur naturwissenschaftliche Begriffe, auch jeder kulturwissenschaftliche Begriff, der eine gewisse Brauchbarkeit und Prominenz erlangt hat, wird schnell als Metapher verwendet. Mit Hilfe der einfachen Anführungszeichen, die wie die Krallen eines Baggers das 'Wort' von oben fassen, kann es beliebig durch die Gegend geschleppt werden. Gelegentlich sogar mit Gewinn, weil auf diese Weise Beziehungen aufgeheilt werden können! Aber es ist natürlich ein Verfahren mit hohem Risiko und hohem Täuschungspotential. Schon in Prüfungen geschieht es inzwischen, daß Kandidaten, auf die Unsinnigkeit einer Äußerung angesprochen, erwidern: »Das müssen Sie sich in einfache Anführungszeichen gesetzt denken!«

Damit gewinnt die Kritik von Sokal und Bricmont eine zusätzliche Dimension. Sie könnte überschrieben werden: »Kritik der imposanten Metapher«. Denn sie behandelt am Beispiel der Rezeption der Naturwissenschaften ein Unwesen, das weit darüber hinausreicht, nämlich die Verwendung von Wörtern zur bloßen Imagearbeit, als imposantes Geräusch ohne jede Verpflichtung auf denotative Richtigkeit. Wird der Redner ertappt, dann war es eben eine Metapher. Daß er das nicht eigens markiert hat, kann man ihm gleichfalls nicht zum Vorwurf machen. Denn besteht nicht unsere ganze Sprache aus Metaphern? – Es ist an der Zeit, von Grundsätzlicherem zu sprechen, von dem, was Sokal und Bricmont als »Relativismus« bezeichnen.

### III.

Das vierte Kapitel trägt den Titel: »Epistemischer Relativismus in der Wissenschaftstheorie«. Hier wären die Grundlagen dafür zu finden, weshalb Sokals und Bricmonts Kritik nicht nur einer bestimmten Art der Begriffsverwendung gilt (was schon für sich genommen verdienstvoll wäre), sondern einer ganzen Richtung gegenwärtigen Denkens, die sie unter dem Titel der »Postmoderne« zusammenfassen. Kritiker weisen jedoch mit Recht darauf hin, daß hier die Motive der »Postmoderne« für ihre besondere Art des Argumentierens gar nicht zur Sprache kommen. Nirgends ist von den epistemischen Voraussetzungen Derridas oder des Strukturalismus die Rede (und schon gar nicht vom Radikalen Konstruktivismus Maturanas und seiner Epigonen, der freilich aus amerikanischer Perspektive ohnedies eine Randerscheinung ist).

Dabei zitieren Sokal und Bricmont einen Text von Deleuze und Guattari, der da hätte weiterhelfen können. Er betrifft den Unterschied zwischen

Wissenschaft und Philosophie, und zwar den Unterschied ihrer »Haltung [...] gegenüber dem Chaos« (vgl. S. 178f.) Das Chaos ist da weniger durch Unordnung definiert als – ich paraphasiere etwas frei, denn es geht nur um die Grundstruktur – durch allerlei Unendlichkeits- und Privationsprädikate. Es ist also ungefähr das, was man anderswo die Totalität oder das Universum oder die Welt vor aller Unterscheidung nennen konnte. Die Wissenschaft nun verzichte auf das Unendliche, um Referenz zu gewinnen, während die Philosophie das Unendliche bewahre, dafür aber auf Konsistenz und stabile Referenz ihrer Begriffe verzichten müsse. Es geht also, ähnlich wie bei Derrida, um einen Relativismus im Angesicht des Absoluten. Natürlich ist das in der Gedankensubstanz epigonales Zeug, wie das meiste aus dieser Ecke. So hat z. B. schon der junge Friedrich Schlegel gemeint, Kant hätte bei der Entdeckung der Antinomien nicht die Unendlichkeit aufgeben sollen, sondern den Satz vom Widerspruch; bei Schlegel war es ein Aphorismus, hier ist es ein ganzes Buch. Und natürlich ist das alles in einem schrecklichen Galimathias geschrieben. Aber dieser Galimathias der Darstellung ist selbst bereits Konsequenz des dargestellten Gedankens, denn der Text selbst gehört der philosophischen Gattung zu, wie Deleuze und Guattari sie verstehen. Man mag das ablehnen. Aber die Unterscheidung von Deleuze und Guattari macht jedenfalls klar, daß vieles von dem unter dem Titel »Postmoderne« Behandelte gar keine Wissenschaft zu sein beansprucht. Ob man es dann Philosophie nennt oder wildgewordene (oder authentische) Religion, und was man damit anfangen kann, ist eine andere Frage.

Sokal und Bricmont beziehen sich bei ihrer Kritik des Relativismus vor allem auf Thomas S. Kuhns Inkommensurabilitätsthese und Paul K. Feyerabends »Anything goes«. Und, man glaubt es kaum, auf Karl R. Popper, und zwar, wenn ich den Zusammenhang recht verstehe, deshalb, weil wir nach Poppers Auffassung zwar »sicher sein [können], daß manche Theorien falsch sind, aber niemals, daß eine Theorie wahr oder auch nur wahrscheinlich ist.« (S. 82) Das sei »von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus unbefriedigend, insbesondere deshalb, weil zumindest eine Aufgabe der Wissenschaft darin besteht, verlässliche Vorhersagen zu treffen, auf deren Grundlage andere (Ingenieure, Ärzte) handeln können, und alle derartigen Vorhersagen basieren in irgendeiner Form auf Induktion.« Der Poppersche Fallibilismus ist damit arg mißverstanden, und zwar auf eine Weise, mit der die Verfasser sich selbst ein wichtiges Argument aus der Hand nehmen. Sie geben sich den Anschein (denn sie müßten es eigentlich besser wissen), als glaubten sie, daß Wissenschaft sicheres Wis-

sen produziere, und damit laufen sie der relativistischen Kritik ins offene Messer. Nur ein Wissenskonzept, das die relativistischen Einwände ernst nimmt, wird der bloßen Willkür Maßstäbe entgegensetzen können. Popper hätte ihnen dafür gute Instrumente liefern können. Seine Position zum Induktionsproblem ist in aller Kürze diese: Von Sätzen über singuläre Sachverhalte führt kein logisch lückenloser Weg der Induktion zur Verallgemeinerung, sondern nur der kühne Sprung. Ich wüßte nicht, wie man das bestreiten könnte. Selbst wenn wir alles Kupfer dieser Erde untersucht haben, führt kein logisch »sicherer« Weg zu dem Satz: (Alles) Kupfer leitet Elektrizität. Natürlich beruht unser Wissen trotzdem auf solchen Verallgemeinerungen (man mag sie denn »Induktion« nennen), aber in einem logischen Sinne sicher ist nur das Verfahren der *kritischen Prüfung*, und auch da ist nicht sicher, was falsch ist, sondern daß irgendetwas falsch ist. Aber das ist schon eine ganze Menge an Sicherheit! Freilich an einer anderen Stelle, als der Alltagsverstand sie vermutet.<sup>5</sup> Und selbstverständlich werden geprüfte (manchmal auch ungeprüfte) Theorien von Ingenieuren und Ärzten angewandt. Bis das Verfahren der kritischen Prüfung uns zu noch besseren führt. Es scheint aber, daß Sokal und Bricmont trotz gegenteiliger Beteuerungen noch immer der Idee eines sicher begründeten Wissens anhängen, das uns in irgendeiner Weise, hier: durch die Fakten, offenbart wird. – Aber was ist verloren, wenn wir stattdessen von Vermutungen sprechen, die aus guten Gründen anderen Vermutungen vorgezogen werden, bis noch bessere Vermutungen erscheinen? Gewonnen aber ist eine Position, die von radikalen Relativisten nur mittels grober Mißdeutungen ausgehebelt werden könnte, aber das kann uns dann gleichgültig sein.

Überdies kann das Prinzip der Falsifikation zu einer qualifizierten Rehabilitierung des Wirklichkeitsbegriffes führen. »Wirklichkeit« ist ja mittlerweile in einigen Kreisen zum regelrechten Pfui-Wort geworden, das nur noch wissenschaftliche Stallknechte im Munde führen. Auch Sokal und Bricmont mühen sich damit ab, einen leidlich tragfähigen Wirklichkeitsbegriff zu konzipieren, der dann ihren Wissenschaftsbegriff tragen soll. Von Wirklichkeit läßt sich jedoch ganz unverfänglich sprechen,

<sup>5</sup> Der eigene epistemologische Standort der Verfasser: Sie sind von der »methodischen Kontinuität zwischen wissenschaftlichem Wissen und Alltagswissen« (S. 75) überzeugt, wissen aber auch, daß die methodische Disziplinierung und Konsequenz durchaus zu Ergebnissen führen kann, die dem »gesunden Menschenverstand« widersprechen. Ich sympathisiere mit dieser Position. Es ist kein Sonderhirn, mit dem wir Wissenschaft treiben. Umso wichtiger ist es aber, auf diesen Abweichungen vom »prima-facie«-Urteil des gesunden Menschenverstandes zu bestehen.

wenn wir darunter die Menge jener Ereignisse verstehen, an denen wir bei unseren Operationen unerwarteterweise scheitern und die wir deshalb bei unseren Folgeoperationen in unsere Wirklichkeits->Konstruktion< einzubauen versuchen.

Damit aber sollte sogleich deutlich werden, wo der Mangel bestimmter ›postmoderner‹ Verfahrensweisen liegt, für die der metaphorisierende Mißbrauch naturwissenschaftlicher Begriffe exemplarisch ist: Sie entziehen sich der kritischen Prüfung, indem sie schönen und imposanten Nebel um sich verbreiten und sich ständig hinter den immunisierenden Wall der einfachen Anführungszeichen zurückziehen können, wenn man sie beim Wort nimmt. Aber was soll man denn dann mit ihnen machen? Ich denke, man überläßt sie sich selbst.

Darauf wird man sie allerdings auch entschieden hinweisen müssen, wenn sie uns sagen wollen, wo es lang geht, oder wenn sie Geld oder Stellen haben wollen, die von der Gesellschaft für ›Wissenschaft‹ bereitgestellt werden und nicht für Zirkusnummern. Und damit sind wir beim zweiten problematischen Punkt des Relativismus. Immer wieder wird derzeit das folgende Beispiel angeführt: Die Zuni-Indianer glauben, autochthon zu sein, erdentsprossene Söhne von Geistern, während die Wissenschaftler sagen, die Indianer seien über Alaska aus Asien eingewandert. Kulturelle Relativisten aber meinen, beide Hypothesen seien gleichermaßen wahr, relativ zu dem kulturellen Kontext, in dem sie aufgestellt werden. Ein zweites Beispiel kann auch das weite Herz der Relativisten überfordern (aber warum eigentlich?): Im Staate Kansas muß in den Schulen neben der biologischen Evolutionstheorie auch die Schöpfungsgeschichte (in ihrem literalen Sinn) gelehrt werden. Gerade in diesem zweiten Fall wird von relativistischer Seite (mit ganz anderem Personal allerdings!) tatsächlich mit Popperschen Kategorien argumentiert, und das mag ein Anlaß für Sokals und Bricmonts Vorbehalte sein: Keine Theorie sei mit Sicherheit wahr, all unser Wissen sei hypothetisch, und deshalb verdiene die Evolutionstheorie keine Bevorzugung.<sup>6</sup> Nach der

<sup>6</sup> Der Ordnung halber ist zu erwähnen, daß Popper selbst gelegentlich geäußert hat, die Evolutionstheorie sei keine falsifizierbare Theorie. Das ist falsch. Ein berühmter Fall: Paul Kammerer hat in den 20er Jahren versucht, Amphibien durch Standortwechsel erbliche Anpassungsmerkmale zu verpassen, also die Vererbung erworbener Eigenschaften zu beweisen. Die entsprechenden Merkmale erwiesen sich dann als plumpe Fälschungen. Wäre Kammerer erfolgreich gewesen, dann wäre die (Neo-)Darwinistische Evolutionstheorie widerlegt und die Lamarckistische bestätigt worden. Es ist übrigens ein Fehler von Sokal und Bricmont, daß sie Poppers Kriterium der Falsifizierbarkeit an Prognosen binden. Zunächst geht es nur, in einem forschungslösischen

Popperschen Methodologie jedoch hätte man sich auf ein Verfahren zu einigen, nach dem die Falschheit oder zumindest die höhere oder geringere Plausibilität einer der beiden Hypothesen nachzuweisen wäre. Die Plausibilität der wissenschaftlichen Hypothese dürfte jeweils schon dadurch als größer anzusehen sein, daß sie in einer Institution mit weit schärferen Kritik- und Prüfungsverfahren entwickelt und vertreten wurde, auch wenn nicht jeder die Prüfungen selbst nachvollziehen kann. Gleichwohl wird man die genannten nichtwissenschaftlichen Vorstellungen oder solche von der Beseeltheit der Bäume oder der Jungfrauengeburt denen nicht nehmen können und wollen, die ihr Glück in ihnen finden, und in ihren Kirchen und bei ihren Priestern sollte man das auch unbehelligt lassen. Aber es ist nicht nötig, daß sie ihrerseits privilegiert und *allen* Kindern in der Schule beigebracht werden und an Institutionen wie der Universität eigene Schutzräume erhalten, in denen sie vor den eigentlich dort geltenden Maßstäben kritischer Prüfung sicher sind. Sagen wirs mit der notwendigen tautologischen Plattheit: Die Kirche ist die Kirche und die Universität ist die Universität – mag auch mancher Pfarrer ein Komödiant, mancher Professor ein Pfarrer und mancher ›Indianer‹ ein Professor sein.

Relativismus als Verfahren der Immunisierung gegen Kritik und der Erschleichung von Privilegien liegt also auf gleicher Linie wie die rhetorischen Nebelwerfereien mancher Meisterdenker, die ähnliches bezwecken. Sokal und Bricmont sind aber vielleicht überempfindlich gegen eine andere Art von Relativismus, der nicht das eigene Metier, sondern den Gegenstandsbereich wissenschaftlicher Forschung betrifft. Ich meine damit ihre Ausführungen gegen das ›strong programme‹ in den Sozialwissenschaften (S. 105f.): Eines wissenssoziologischen Programmes, das auch die *Inhalte* wissenschaftlicher Theorien in soziologischen Begriffen zu erklären versucht. Natürlich gehören die angeführten Beispiele der Argumentationsweise von Bruno Latour ins Kuriositätenkabinett, sind Musterbeispiele schlechter Hermeneutik, und wenn Barnes und Bloor die Bedeutung der Wörter ›rational‹ und ›irrational‹ auf die Funktion des Ausdrucks von Vorlieben reduzieren, dann gehört das leider zu den Usancen eines Milieus, dem auch der fünfunddreißigste Nietzsche-Außpruch noch nicht zu

Sinn, um *Sätze*: Eine Theorie ist dann im Popperschen Sinne ›wissenschaftlich‹, wenn aus ihr mindestens ein Satz abgeleitet werden kann, der etwas für unmöglich erklärt (›verbietet‹). »Es ist unmöglich, daß erworbene Eigenschaften vererbt werden.« »Es ist unmöglich, daß Handlungsreisende morgens als Insekten aufwachen.« Es ist allerdings oft schwierig, Situationen herzustellen, in denen die beschriebene Ereignisse dann auch beobachtet werden könnten.

schal ist. Das ist dann besonders ärgerlich, wenn sich hinter der rhetorisch effekthaschenden und intellektuell minderbemittelten Proklamation ein wirkliches, bedenkenswertes Problem verbirgt, wie das ja bei den meisten Kunststücken der ›Postmodernen‹ der Fall ist. Hier speziell: Ich halte es für ein sehr wichtiges Unterfangen, auch die Entwicklung von Ideen (und zwar nicht nur von philosophischen oder politischen Ideen) im Kontext des übrigen geschichtlichen Prozesses zu untersuchen. So wenig Wissenschaft mit einem separaten Gehirn betrieben wird, so wenig spielt sich die Geschichte unseres Wissens in einem hermetisch abgeschlossenen Sonderlabor ab. Ich denke dabei allerdings nicht an spontanes, bloß gesinnungsgeleitetes Herumfuhrwerken, sondern an eine solide Basis historischer Untersuchungen, bei denen die Differenz unseres gegenwärtigen zum untersuchten Wissen hinreichen kann, Kontaminationen oder Zirkularitäten zu vermeiden. Zur Beurteilung gegenwärtiger wissenschaftlicher Entwicklungen jedoch, zur Beurteilung ihrer – politischen – Steuerung und ihrer Auswirkungen sind grundsätzlich alle Betroffenen aufgerufen, die bereit sind, sich das notwendige Wissen zu erwerben. Das können uns keine sozialwissenschaftlichen Mandarine abnehmen. Auch hier gibt es übrigens ein institutionsspezifisches Verfahren der kritischen Prüfung: Das Widerspiel von Regierung und Opposition. Allerdings wären historische Studien in der Lage, uns mit begründeteren Vermutungen auch über gegenwärtige Zusammenhänge auszustatten und unsere entsprechende Kompetenz zu erweitern.

Daß so etwas schon die Marxisten versucht haben, soll uns nicht davon abhalten, es besser zu machen.

#### IV.

Wir sollten uns ohnedies nicht von den Verfallsprodukten des Marxismus einholen lassen. Einer der ersten ausführlichen Definitionsversuche der Postmoderne – das Wort war ja viel eher da als die Zuschreibung einer entsprechenden Sache – stammt von Jean-François Lyotard. In seinem Buch *La Condition postmoderne* von 1979 (deutsch: *Das postmoderne Wissen*) hatte er nicht nur eine Revolution der Wissenschaften konstatiert. Es hatte das Postmoderne ausdrücklich als »Skepsis gegenüber den Metaerzählungen«<sup>7</sup> definiert. Das hätte Grund sein können fürs Aufatmen: Endlich können wir in Ruhe an unseren Vermutungen mittlerer Reichwei-

<sup>7</sup> Jean-François Lyotard: *Das postmoderne Wissen*, hg. v. Peter Engelmann. 4. Aufl. Wien 1999, S. 14.

te arbeiten, ohne daß irgendein Großmaul »Alles ist ...« dazwischenplärrt. Aber statt: »Die Geschichte ist eine Geschichte der Klassenkämpfe« und dergleichen, hörte man dann, daß es den Menschen gar nicht gebe, und ebensowenig die Wahrheit und die Autorintention und natürlich die Wirklichkeit (und zwischendurch immer mal wieder: »Alles ist Text!«). Als ob das nicht reine Definitionsfragen wären! Mit den Metaerzählungen war auch alles andere weg. Wie kam es dazu? Es geschieht keineswegs in denunziatorischer Absicht, wenn ich darauf hinweise, daß Lyotard bis in die 70er Jahre Kommunist war und da allerlei Wandlungen durchgemacht hatte, bis er schließlich mit dem Kommunismus radikal brach. Biographien dieser Art lassen sich bei der Großvätergeneration der ›Postmoderne‹ in größerer Zahl ausmachen, und sie legen die Vermutung nahe: Die Metaerzählung, die da verschwunden war, war immer nur diese eine Heilserzählung vom Sieg der Weltrevolution. Es sind sehr persönliche Enttäuschungen, die da im Gewand einer Weltanalyse, wieder natürlich einer Metaerzählung, nur eben einer mit irgendeinem negativen Vorzeichen, auftauchen und den eigenen Glaubensverlust auch den anderen vorschreiben. Bald traut sich keiner mehr zu ›erzählen‹, wann Goethe geboren und wann er gestorben ist, nur weil Lyotard mit seinem Jugendglauben gebrochen hat. Bei Sokal und Bricmont wird der tschechische Staatspräsident Václav Havel zitiert:

Der Fall des Kommunismus läßt sich als Zeichen dafür werten, daß das moderne Denken – das davon ausgeht, daß die Welt objektiv erfahrbar ist und daß das derart gewonnene Wissen absolut verallgemeinert werden kann – in eine Existenzkrise geraten ist. (S. 240f.)

Bei allem Respekt vor dem persönlichen Schicksal und den Leistungen des Mannes: Der Bankrott eines verrotteten Herrschaftsapparates, der sich selbst auf den ›wissenschaftlichen Sozialismus‹ berief, beweist nicht einmal die Untauglichkeit des ›wissenschaftlichen Sozialismus‹, geschweige denn eine Krise des modernen Denkens. Wir, die wir zumindest für die wissenschaftliche Arbeit schon früher ohne ›Metaerzählung‹ ausgekommen waren, ohne die vom Erlöser und ohne die von der Weltrevolution, brauchen auch keine ›durchgestrichene‹ ›Metaerzählung‹.